

Dreizehntes Kapitel

Lob des Zweifels

*Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
hat auch Religion; wer jene beiden
nicht besitzt, der habe Religion.*
J. W. Goethe: Zahme Xenien IX

In einem Preislied auf Ferdinand Blumentritt, das Rizal 1889 während seines Aufenthalts in London verfasste, porträtierte er den böhmischen Gelehrten als einen guten Katholiken, der weder Dogma mit Fanatismus, noch den Menschen mit Gott verwechsle, noch „göttliche“ Wahrheiten, nur weil sie das Siegel der Kirche tragen, für richtig halte.¹ Was er am Freund lobte, gilt für den Lobredner selber nur teilweise. Gewiss, ein Apostat war er nicht. Auch wenn er mit gutem Grund an dem zu zweifeln wagte, den er den „Gott der Gerechtigkeit“ nannte.²

Auch Blumentritt brachte im Jahr 1889 ein dickes Lob Rizals zu Papier. Anlass war die kommentierte Edition des ‚Morga‘, für die Blumentritt auf Wunsch des Freundes einen Prolog verfasst hatte. In diesem Text äußert sich der böhmische Gelehrte auf befremdlich unsensible Weise über den Status der Philippinen. Sie seien, schreibt er, eine „Kolonie *sui generis*, bevölkert von Millionen Menschen, deren Religion unsere ist, deren Zivilisation ein Kind der unsrigen ist und deren verschiedene Völker durch das Ligament der kastilischen Sprache vereinigt werden.“³ Man liest das mit ungläubigem Staunen, da der Autor die Philippinen als zweite Heimat betrachtete und als Lieblingsobjekt seiner wissenschaftlichen Neugier – wenn auch aus großer Ferne – eindringlichsten Studien unterzogen hatte. Wie konnte er behaupten, die auf dem Archipel lebenden Millionen teilten mit ihm die katholische Religion und die europäische Zivilisation? Im Süden war und ist bis heute

1 Escritos políticos 1961, 35

2 Aus einem Brief an Blumentritt vom 21. Januar 1889.

3 Blumentritt im Prolog zu Rizals ‚Morga‘-Edition, XIV: Las Filipinas forman una colonia sui generis, pobladas de millones de hombres cuya religión es la nuestra, cuya civilización es hija de la nuestra y cuyas diversas naciones se amalgaman por el ligamento del idioma castellano.

der Islam verbreitet; in den Randgebieten der unzähligen Inseln waren zu Blumentritts Zeiten vielgestaltige Kultformen lebendig, die auch den Katholizismus im Zentrum um bunte animistische Ausdrucksformen bereicherten.⁴ Was heißt überhaupt ‚Kind *unserer* Zivilisation‘? Spielt sich mit diesen Worten der Europäer nicht als der Heilsbringer auf, der glaubt, mit seinen zivilisierenden Gaben die ‚Wilden‘ aus einem ‚primitiven‘ Naturzustand ‚erlösen‘ zu können? Außerdem wusste Blumentritt doch, dass seine philippinischen Freunde daran arbeiteten, aus den verstreuten Überlieferungsstücken der Sprachen und des Brauchtums, d. h. aus dem *saber popular* der Folklore und der vorkolonialen Geschichten, ein Mosaikbild ihrer autochthonen Kulturüberlieferungen zusammenzufügen. Die weit über 150 Sprachen sprechenden Völker auf den Inseln mittels Spanisch zu vereinigen, das muss Blumentritt sich während einer Traumfantasie vorgegaukelt haben, zumal das Castellano als Herrschaftssprache klerikaler Zensur unterlag und von einer äußerst bescheidenen Minderheit (ca. 1–2 %) gesprochen wurde. Vielleicht wollte der Leitmeritzer mit seinem wider besseres Wissen formulierten Satz den spanischen Lesern der neuen ‚Morga‘-Edition entgegenkommen. Aber selbst das würde man nur dem durchgehen lassen, der keine Scheu hat, eingefleischte europäische Vorurteile zu bestätigen.

Rizal jedenfalls hielt vom spanischen Katholizismus und von europäischer Zivilisationsmoral wenig, solange Kirche, Klöster und kollaborierende Funktionäre Gewalt gegen seine gutgläubigen Landsleute übten. Mit welcher Rücksichtslosigkeit der von ihm so genannte, in *Noli me tângere* illustrierte „soziale Krebs“ des Klerus an den Lebensgrundlagen der Bürger und Bauern fraß, hat Rizals Schwager Manuel de Hidalgo in einem detaillierten Bericht vom Frühjahr 1889 zu Protokoll gegeben: Gemeindepfarrer und Mönche nutzen die regelmäßig wiederkehrenden Feste des Kirchenjahres sowie die von ihnen monopolisierten Übergangsrituale (Taufe, Hochzeit, Totenfeier), um Gebühren und verdeckte Steuern einzutreiben; als Großgrundbesitzer setzen sie die Bauern unter Druck, fordern – wie es ihnen gerade passt – mehr und mehr Naturalabgaben und höhere Pachtzinsbeträge; verlangen unter Strafandrohung gemeinsam mit kolonialen Militärs und Guardia Civil den entgeltlosen Einsatz einheimischer Arbeitskraft in ihren Häusern und Ländereien

4 Was Blumentritt in Rizals ‚Morga‘-Kommentar hätte nachlesen können: vgl. S. XXXII, Anm. 2: Solamente se ha podido convertir una parte, pues aun tenemos á los mahometanos del Sur, á los Itas, Igorrotes y demás infieles que existen en la mayor parte de las Islas, así como continúan fuera de la Religión Cristiana los habitantes de las islas que el Gobierno perdió, como Formosa, las Molucas y Borneo, y si bien en las Carolinas hay cristianos, débense á los Protestantes, á los cuales ni los católicos del tiempo de Morga, ni la mayor parte de los de nuestros días, consideran como cristianos.

und verfolgen jeden, der diese unrechtmäßigen, ausbeuterischen Praktiken anprangert.⁵ Mit Rizals Worten:

Sie [die Mönche] missbrauchen den Namen der Religion für einige Pesos; sie schreien Religion um ihre Haciendas zu bereichern; Religion um das einfältige Mädchen zu verführen; um sich eines Feindes [zu entledigen]; Religion um die Fried[fertigkeit] der Ehe und der Familie, wenn nicht die Ehrbarkeit der Frau zu [zer]stören. Wie soll ich nicht diese Religion mit allen meinen Kräften bekämpfen, wenn sie ist die erste Ursache unserer Leiden und Tränen?⁶

Rizal war kein Duckmäuser, sondern couragiert wie kaum ein anderer. Für ihn bedeutete „Politik“ so viel wie Herrschaft über sich selbst und Gebrauch der eindeutigen Rede – eine Waffe, mit der er hervorragend umgehen konnte:

Mit einer edelmütigen und couragierten Politik, mit jedem namentlich unterzeichneten Artikel werden wir weiter den Geist unserer timiden Landsleute stärken. Wenn sie sehen, dass wir furchtlos sind, werden sie zuversichtlich dem Erfolg entgegensehen. Unsere Feinde aber werden das Fürchten lernen, wenn sie Menschen begegnen, die zielstrebig und entschlossen auftreten.⁷

Wer auch immer sich inhuman oder liebedienerisch äußerte, wurde von ihm zurechtgewiesen. Was ihm bei manchen seiner Biografen den Titel eines Moralisten eingebracht hat, als sei damit schon alles über ihn gesagt. Ein beredtes Beispiel bietet sein Umgang mit dem acht Jahre älteren Ferdinand Blumentritt. In einem Brief vom 22. August 1886 bedankte er sich von Leipzig aus artig für Blumentritts Mahnung, doch nicht allzu negativ über die Mönchsreligion auf den Philippinen zu denken. „Lieber Herr!“ – antwortete er –

Sie kennen unsere Heimath durch die Bücher welche die Mönche, die Spanier und die Fremden geschrieben; sie schreiben [von]einander ab. Wären Sie, wie ich, mitten in unseren Dörfern geboren und erzogen, hätten Sie was unsere

5 Cartas Blumentritt, 250–253

6 Aus einem Brief an Blumentritt vom 20. Januar 1890.

7 Aus einem Brief an José Maria Basa vom 21. September 1889, in: Escritos políticos II, 222: Con una política noble y valiente, saliendo cada artículo firmado con es verdadero nombre, levantaremos más es espíritu de nuestros tímidos paisanos, quienes verán que no tenemos miedo sino que tenemos confianza en el éxito. Así les entrará es temora nuestros enemigos al encontrarse con hombres resueltos y decididos.

Bauern glauben, sagen, denken und leiden gehört, so denken Sie sicherlich anders von dem Catholicismus in Philippinen. Ich habe Gelegenheiten gehabt die Religionen in Europa zu studieren; ich fand das Christentum schön, grossartig, göttlich, [den] Catholicismus reizend, poetisch, dasselbe Christentum poetisiert und verschöne[r]t, viel schöner als das trockene Protestantismus; von all diesem kennen wir und unsere Bauern durchaus nichts!

Angesichts dieser sachlich gewiss zutreffenden Zurechtweisung hätte Blumentritt, dessen Ruhm als Philippinist damals legendär war, den gerade angebahnten Kontakt abbrechen können. Er tat es nicht, weil ihm – was ich ihm hiermit unterstelle – der Widerspruchsgeist und vielleicht auch die folgende kluge Schlusswendung in Rizals Brief imponiert hat:

Entschuldigen Sie diese Worte welche ich offenherzig schreibe. Sie werden sie vielleicht seltsam finden weil Sie nie dergleichen gehört haben. Sie erinnern sich wohl der Fabel von Lessing [...] „Der Knabe und die Schlange“: ein jeder schreibt die Geschichte [nach] seiner Gunst und Bequemlichkeit.

Wenn das nicht eines Moralisten würdig ist! Die Anwendung einer Lessing'schen Fabel, das heißt, der moralischsten aller literarischen Gattungen auf die auseinanderstrebenden Fluchtpunkte interessengebundener Geschichtsschreiber. In Lessings Erzählung ist dies das Argument der Schlange. Der Knabe sagt zu dieser, er würde sie niemals berühren, da sie zu den „boshaftesten, undankbarsten Geschöpfen“ gehöre und erzählt zum Exempel die Geschichte eines Mannes, der eine halb erfrorene Schlange an seinem Busen wärmte, aber zum Dank von dieser zu Tode gebissen wurde. Darauf antwortet die Schlange dem Knaben: „Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders.“ Der Mann habe eigennützig gehandelt. Denn er habe das bunt gemusterte Tier nur mitgenommen, um ihm zuhause „die schöne Haut abzustreifen.“⁸

Rizals in dieser geschickten Wendung versteckte Einsicht lässt sich leicht in klare Worte übersetzen: Die von Blumentritt empfohlenen Geschichten spanischer Erzähler verbreiten, wenn sie allein aus fremden Quellen oder aus klerikalen Brunnen schöpfen, die mit den kolonialistischen, d. h. eigennützligen Interessen verschwisterten Vorurteile der Europäer. Der Landesbewohner hingegen, der die Folgen des Kolonialismus am eigenen Leib erfährt, tut gut daran, die Geschichte vom Standpunkt der Unterdrückung

8 Lessing 1997, 316

und Verfolgung aus zu erzählen, um die Berechtigung einer von außen kommenden, selbst wohlmeinenden Geschichtserzählung in Frage zu stellen. Rizals deutliche, gleichwohl freundlich formulierte Kritik gilt weniger der Tatsache, dass Blumentritt Asien, mithin auch die Philippinen nicht aus eigener Anschauung kannte. Sie gilt vielmehr dem naiven Glauben des gelehrten Bücherwurms an die Stichhaltigkeit seiner ausnahmslos europäischen Quellen. Hätte Blumentritt die Bewohner des Archipels befragen können? In Einzelfällen durchaus, da er mit etlichen der in Europa reisenden, auch sesshaft gewordenen gebildeten Philippiner bekannt war und fleißig mit ihnen korrespondierte. Ich will nicht übertreiben, doch auch den nach der Lektüre der Rizal-Blumentritt-Korrespondenz entstandenen Eindruck nicht verschweigen, Rizal habe dem Leitmeritzer den Star gestochen, auf dass dieser mehr denn je und mit schmerzhafter Klarheit auf die dunklen Seiten der Kolonialgeschichte achten musste, um sich dann im Kampf um Selbstbestimmung tapfer auf die Seite der *ilustrados* zu schlagen. Niemand sollte vergessen, dass der gegenwärtige Zustand der Philippinen für jeden Menschen unerträglich ist, „der in seinem Herzen nur genug Würde bewahrt“ – auch das wird Blumentritt im Vorwort zu Rizals ‚Morga‘-Kommentar schreiben – „was auch noch für den letzten Bauern gilt, denn wo immer er hinschaut sieht er Unterdrückung, Ungerechtigkeit, beleidigende und verletzende Erniedrigung, und ist ihm zudem verwehrt, sich selbst zu verteidigen.“⁹

Die Fabeln des antiken Äsop, die der Aufklärer Lessing erneuerte, variierte und ergänzte, bilden eine eigene, „Sklavensprache“ genannte Erzählfamilie. Äsop, der sagenhafte afrikanische Sklave, kleidete seine Herrschaftskritik in exemplarische Geschichten. Rizal tut in seinen Romanen etwas ganz Ähnliches und folgt auf diese Weise absichtslos einem berühmten Vorgänger. Nur dass die Herrschaften, deren Gier und Hypokrisie er erzählend demaskiert, sich wie eine von Gott persönlich erwählte Heilsbringer-Elite aufzuführen. Dort, wo er ohne zu fabulieren, diese Herrschaften direkt angreift, ruft er wieder den Dämon des Vergleichens zu Hilfe; so auch in dem zitierten Brief an Blumentritt. In Europa erschien ihm der Katholizismus in geradezu ästhetischer Gestalt (*schön, grossartig, reizend, poetisch*). Auf den Philippinen hingegen ist von diesem schönen Schein nichts zu sehen: Dort dient die Religion der nackten Unterwerfung, ein großes Thema in Rizals Schriften, zu dem die folgenden Auszüge aus einer parodistischen ‚Fürbitte‘ passen:

Benedeit seist du Gott, Gott solch freier Menschen wie des Papsts Clemens VII.
[Zeitgenosse des Hernán Cortés, Eroberer Mexicos], des Großinquisitors

9 Morga 1890, XVII

Torquemada, Englands, Russlands, Bismarcks [...]! Du Gott der Waffenschmiede Krupp bist ein Freund derer, die über viele Kanonen, Gewehre, Torpedos und Geld verfügen. Du hältst, um Streit aus dem Weg zu gehen, allemal zu den Stärksten, und du gibst dem mit den fiesesten Krallen Recht!¹⁰

Überhaupt die Religion! Korruptiert wie sie ist, zumindest auf den Philippinen, kann sich Rizal nicht rückhaltlos zu ihr bekennen. In der Tat, seine ästhetisierende Beschreibung der katholischen Kirche Europas scheint deren normative Ansprüche in Bausch und Bogen zu erledigen. Wer kann mit Gründen behaupten, den einzig wahren Gott zu kennen, der diesen Ansprüchen Autorität verleiht? Seine Antwort im ‚Morga‘-Kommentar lautet: Was die Sache mit dem wahren Gott angeht, hat jeder seinen eigenen Glauben, und bis heute gibt es kein Rezept, mit dessen Hilfe der wahre Gott gefunden und von falschen Göttern unterschieden werden kann. „Weder gibt es ein Volk noch eine Religion, die behaupten oder beweisen können, dass ihnen die Bestimmung des Allschöpfers oder seines wahren Wesens gelungen ist.“¹¹

In dieser Bemerkung steckt ein scharfes religionskritisches Argument, das den Ausschließlichkeitsansprüchen welcher Religion auch immer Intoleranz attestiert. Verwirft Rizal etwa all das, was ihm die Mönchslehrer in ihren Schulen beigebracht haben? Im Weihnachtsbrief aus dem Jahr 1888, den er vom Primrose Hill aus nach Leitmeritz schickt, feiert er den Geburtstag eines „göttlichen Mannes“ und avisiert als Festtagsgeschenk für Blumentritt eine in Ton modellierte Büste des römischen Kaisers Augustus, an der er – wie es im Brief heißt – zehn Tage gearbeitet habe.¹² Schließlich ist der „göttliche Mann“, an dessen Geburt das Weihnachtsfest erinnert, unter der Herrschaft des römischen Imperators zur Welt gekommen. Ob die historische Datierung der Christusbearbeitung stimmt, das lässt Rizal allerdings völlig kalt. Es gehe ihm darum, schreibt er, jenen „Genius“ zu feiern, der mit der Botschaft von „Wahrheit und Liebe [...] die Welt gebessert wenn nicht gerettet“ habe. Umso schlimmer, fügt er mit Blick auf die Zustände in seiner heimatlichen Inselwelt hinzu, wenn im Namen dieses Mannes Verbrechen begangen werden.

10 Escritos políticos 1961, 174f.: ¡Bendito seas, Oh Dios de los hombres libres, Dios de Clemente VII, de Torquemada, de Inglaterra, de Rusia, de Bismarck, de La Época y de La Unión! ¡Dios de Krupp Tú eres amigo de los que tienen muchos cañones, fusiles, torpedos y dinero, Tú siempre ayudas al más fuerte, por no reñir con él, y dás la razón al que tiene más rudas garras! – Auszug aus einer wahrscheinlich im Jahre 1890 geschriebenen Satire mit dem Titel *Llantos y risas* (Weinen und Lachen). Ich habe in der Übersetzung einige der im Originaltext enthaltenen Anspielungen um der Information willen ergänzt.

11 Morga 1890, XXXII, Anm. 1

12 Brief an Blumentritt vom 25. Dezember 1888.

Im Weihnachtsbrief verteidigt Rizal das vom Menschensohn, dem „göttlichen Mann“ oder „Genius“, der Welt vermachte Ethos der Liebe und Wahrheit gegen den autoritären Befehlsfuror jenes klerikalen Machtapparats, der nicht nur mit der Androhung ewiger Strafen gutgläubige Seelen manipuliert, sondern sich auch hinter der Exekutivgewalt einer ihm hörigen Kolonialverwaltung verschanzt. In einem in tagalischer Sprache verfassten Brief, der auch auf Spanisch veröffentlicht wurde, hat er verdeutlicht, wie das vom „göttlichen Mann“ verkörperte Ethos zu verstehen und im Sinne einer Widerstandshandlung gegen den klerikalen Machtapparat in Stellung zu bringen ist.

Anlass für diesen Brief war eine Bitte Marcelo del Pilars. Dieser hatte dem Freund über die an den Generalgouverneur Valeriano Weyler gerichtete Petition einer Gruppe junger Frauen aus Malolos berichtet, ihnen den Besuch spanischer Sprachkurse in einer Abendschule zu gestatten. Eine Antwort blieb längere Zeit aus. Denn die Mönche waren strikt dagegen, da sie fürchteten, die spanische Alphabetisierung könnte ihre Überlegenheit gefährden und den Einheimischen die Augen für die ihnen zustehenden Rechte öffnen.¹³ Pilar wurde ungeduldig und bat daher Rizal, er möge, um die jungen Malolesas aufzumuntern, ihnen ein stärkendes Sendschreiben zukommen lassen.

Ich zitiere hier etwas ausführlicher aus dieser subversiven Botschaft, da sie Rizals Zorn über die geistige Unterdrückung markant zum Ausdruck bringt. Geschrieben wurde der Brief im Februar 1889 und mit der Ortsangabe „Europa“ aus London zunächst Pilar und von diesem den philippinischen Frauen zugeschickt.

Blinde Unterwerfung unter jedwedes ungerechte Ordensdiktat (*schreibt Rizal*) oder blasierteste Herablassung sind nicht gerade der Gipfel der Weisheit. [...] Ihr wisst längst, dass Gottes Wille sich von dem der Priester unterscheidet; dass Religiosität (*religiosidad*) nicht darin besteht, lange Zeit niederzuknien, auch nicht in endlosen Gebeten, großen Rosenkränzen oder im Tragen schmutziger Skapuliere.¹⁴ Religiosität bedeutet makelloses Verhalten, redlichen Vorsatz und Aufrichtigkeit. Ihr wisst auch, dass Klugheit (*prudencia*) nicht darin besteht, blindlings den Allüren der Gemeindepfarrer zu folgen,

13 Vgl. dazu die von Rizal im Rahmen einer gleichzeitigen Kontroverse zitierten Argumente der Mönche in *Escritos políticos* 1961, 83.

14 Das Skapulier, ein Tuch über dem Ordensgewand, symbolisiert das „Joch Christi“: „Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir. Denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“ (Mt 11,29–30). Ein „schmutziges“ Skapulier verkehrt diese Symbolik ins Gegenteil.

sondern im Hören auf Vernunft und Gerechtigkeitssinn. Denn die erwähnten Allüren sind die Folge blinden Gehorsams, weshalb gerade diejenigen, auf die sie zurückgehen, die wahren Sünder sein werden. Vorgesetzter oder Mönch können nicht mehr behaupten, die gewiss unrechtmäßige Befehlsgewalt sei ihr alleiniges Recht. Denn Gott hat jedem [Menschen] Vernunft (*razón*) und Eigenwillen verliehen, auf dass er das Gerechte vom Ungerechten zu unterscheiden vermag. [...] Es ist Feigheit und ein Irrtum zu glauben, Frömmigkeit sei eins mit blindem Gehorsam, und der Gebrauch der Vernunft Hochmut. Ignoranz war immer Ignoranz, nie Klugheit und Ehrbarkeit.¹⁵

Rizal an die Frauen gerichtetes Ermunterungsschreiben knüpft ein Band zwischen Wissen und Ethik. Denn die am Zitat-Ende erwähnte „Ignoranz“ ist das, was die Mönchsorden aufrechterhalten wollen, indem sie die Einheimischen vom Zugang zum Spanischen ausschließen, um jener *prudencia* den Mund zu verbieten, die der Herrschaftssprache auf Augenhöhe Paroli bieten könnte. Einige Jahre vor dem Malolos-Brief hat Rizal in einem *Gedanken eines Filipinos* überschriebenen Text den Kuttenträgern noch Recht gegeben, allerdings mit dem Zwinkern des Satirikers.¹⁶ Warum Spanisch lernen, fragte er, wenn man mit Gott, wie die Mönchspriester behaupten, nur Latein reden kann? Braucht man es etwa, um die Beleidigungen und Flüche der Guardia Civil zu kاپieren? Die Sprache der Prügel versteht doch jeder, hat er nur etwas Empfindung im Leibe.

Als Weltsprache bot das Spanische damals immerhin einen Schlüssel zum europäischen Weltwissen. Nicht nur Rizal nutzte diesen Schlüssel, um sich die Türen zu anderen, nicht zuletzt zu den modernen und den alteuropäischen Sprachen und Literaturen zu öffnen, die seinem Wunsch nach Freiheit des Selbstdenkens Nahrung geben konnten. Der Kampf für diese Freiheit steht im Mittelpunkt des Malolos-Briefs. Das Schreiben vermeidet aber das

15 Epistolario Rizalino II, 124: Ya no es la ciencia de las ciencias la sumisión ciega a toda orden injusta, ni la suma condescendencia [...]. Conocéis ya que la voluntad de Dios es distinta de la del cura; que la religiosidad no consiste en ponerse largo tiempo de rodillas, ni en las kilométricas oraciones, grandes rosarios, mugrientes escaluperios, sino en la conducta sin mácula, en la intención sin pliegues y en la rectitud de criterio. Conocéis asimismo que la prudencia no consiste en obedecer a ciegas cualesquiera caprichos de los *diocesillos* sino lo razonable y justo; porque de esta ciega obediencia traen origen esos caprichos, y, por esto mismo, las que los ocasionen serán las verdaderas pecadores. El jefe o el fraile no podrá ya alegar que a ellos sólo incumbe la responsabilidad de sus injustas órdenes; porque Dios concedió a cada uno razón y voluntad propias, para distinguir lo justo de lo injusto. [...] Corbadía es y error creer que la santidad está en la ciega obediencia, y soberbia la corura y el don de pensar. La ignorancia fué siempre ignorancia, nunca prudencia y honor.

16 Escritos políticos 1961, 12f.

Bitteraroma der Satire; liest sich stattdessen als Appell, nicht blindlings der Autorität zu gehorchen, sondern die Augen zu öffnen, um die Maske der Frömmerei zu zerbrechen und die leibliche Unterwerfung unter rituelle Wiederholungshandlungen als etwas Äußerliches erkennen zu können. Dazu gehört, wie Rizal an anderer Stelle betont, auch der katholische Heiligenkult (*idolatría*), den er mit dem Argument ablehnt, es sei weitaus passender, den Eltern zu huldigen, „denen wir Dasein und Bildung verdanken, als irgendeinem lausigen Mönch, besessenen Einsiedler oder fanatischen Märtyrer“.¹⁷

Die Tugenden der praktisch wirksamen Alltagsmoral, die Rizal unter dem weiten Begriff der „Religiosität“ zusammenfasst – makelloser Lebenswandel, Redlichkeit, Aufrichtigkeit – lassen sich den Normen der Lebensführung zurechnen, die, jenseits kultureller, konfessioneller oder sozialer Unterschiede, überall auf der Welt gelten können. Die ebenfalls im Dreiklang hervorgehobenen Begriffe der Vernunft (*razón*), der Klugheit (*prudencia*) und der Gerechtigkeit (*justicia*) liegen zwar nicht auf ein und derselben logischen Ebene, wirken aber so, als wollte der Autor sie wie Bausteine für eine trinitarische und zugleich säkulare Ethik verwenden. Vernunft tritt bei ihm in der Rolle einer richterlichen Urteilsinstanz auf, mit deren Hilfe sich Unrecht von Recht scheiden lässt. Während die Klugheit, hört sie auf die Stimme der Vernunft, wie ein Wegweiser dem, der handelt, den moralisch rechten Weg weisen soll. Was diese Konstruktion vor dem klerikal verordneten Solen auszeichnet, das ist Rizals Vertrauen in die Kraft des von Gott jedem Menschenkind verliehenen Vernunftvermögens. Mit dieser einer Freiheitsethik würdigen Auffassung von der Gleichheit aller vor der Vernunft unterläuft er den Anspruch der Priester und Mönche auf einen privilegierten Platz in der Hierarchie der Gewalten, den sie immer wieder missbrauchen, indem sie ihren Schäfchen als erstes Gebot den Satz einhämmern: ‚Du sollst mir Bauch und Beutel füllen!‘ Eine der bis zum Überdruß wiederholten Rechtfertigungen der Kleriker lautete, die Filipinos schuldeten ihnen ewigen Dank für die Christianisierung und die potenzielle Erlösung von den Übeln der gefallenen Natur.

Rizal hatte eine andere Sicht auf das Verhältnis von Dank und Schuld. Im Jahr 1889, als er den Malolos-Brief schrieb, hatte er sich enorm viel vorgenommen: Er brachte den ‚Morga‘-Kommentar zum Abschluss, besuchte die Pariser Weltausstellung, um dort ein den Philippinen gewidmetes internationales Forschungsgremium und die „Indios bravos“ genannte Aktionsgruppe zu gründen und begann mit der Arbeit an seinem großen, in mehreren Lieferungen in *La Solidaridad* veröffentlichten Utopie-Essay über die

17 Morga 1890, 313, Anm. 2

Zukunft der Philippinen. In diesem Text, in dem er sich nach Argumentationshilfen bei Thomas Morus, Cervantes und Machiavelli umsah, gibt er ein klares Urteil über das Verhältnis von Schuld und Dankbarkeit ab und widerspricht der Berufung auf Gott mit dem Hinweis auf das säkulare Evangelium der Menschenrechte:

Wie viel die Philippiner Spanien auch schuldig sein mögen, man kann von ihnen nicht verlangen, auf ihre Befreiung zu verzichten. Untragbar ist, dass die Liberalen und *ilustrados* als Exilanten ihre Heimat verlassen müssen, dass die größten Bestrebungen in dieser Atmosphäre [der Repression] abgewürgt werden, dass der friedliche Bewohner in ständiger Angst lebt, dass das Schicksal der Völker von den Launen eines einzigen Mannes abhängt. Spanien kann nicht einmal im Namen Gottes so tun, als sei es rechtens, sechs Millionen Menschen zu brutalisieren, auszubeuten, zu unterdrücken, die Leuchtkraft der angeborenen Menschenrechte zu verdunkeln und diesen Menschen dann mit Verachtung und Beleidigungen zu begegnen. Nein, es gibt keine Dankbarkeit, um diese Schuld aufzuwiegen.¹⁸

Noch einmal hat Rizal sich wenige Jahre später in einem relativ umfangreichen Briefwechsel über Glaubens- und Gewissensfragen erklärt. Das tat er mit der gewohnten Deutlichkeit, zumal es ihm darum ging, Freiheit als Sittlichkeitsgrund gegen klerikale Angriffe zu verteidigen. Die Bedingungen, unter denen er sich dazu gezwungen sah, waren allerdings alles andere als freiheitlich. Rizal saß ja seit Juni 1892 als Verbannter auf Mindanao fest, was ein Jesuitenpater, den er aus seiner Schulzeit kannte, wohl für eine gute Gelegenheit hielt, den „Sünder“ in die Zange zu nehmen. In einer Reihe von Briefen stellte dieser Pablo Pastells ihn wegen seines Antiklerikalismus zur Rede, appellierte an sein Gewissen und schickte ihm Bücher, von denen er annahm, sie würden den aufmüppigen Rizal, der sich in einem ersten, im September 1892 verfassten Brief für die frommen Gaben bedankte, stracks zur Umkehr bewegen. Es lohnt sich, eines dieser Bücher, dem der Empfänger mit galanter Höflichkeit Lob zollte, hier aufzuschlagen. Genau gesagt ist es der dritte

18 *La Solidaridad*, Nr. 21, Madrid, 15. 12. 1889: Por mucho que los filipinos deban á España, no se les puede exigir que renuncien á su redención, que los liberales é ilustrados vaguen como desterrados del patrio suelo, que se ahoguen en su atmósfera las aspiraciones más groseras, que el pacífico habitante viva en continua zozobra, dependiendo la suerte de los pueblos de los caprichos de un solo hombre; la España no puede pretender, ni en el nombre del mismo Dios, que seis millones de hombres se embrutezcan, se les explote y oprima, se les niegue la luz, los derechos innatos en el ser humano, y después se les colme de desprecio é insultos; no, no hay gratitud que pueda excusar. Escritos políticos 1961, 156

Band einer fünfbändigen Apologetik mit dem Titel *Le Christianisme et les temps présents*, verfasst von einem damals sehr einflussreichen katholischen Kirchenmann namens Émile Bougaud. Dort findet sich u. a. der schwerwiegende Satz „Le Credo est debout; il forme aujourd’hui le capital intellectuel de l’humanité.“¹⁹ (*Das Credo steht; es bildet heute das intellektuelle Kapital der Menschheit.*)

Bougaud schreibt „intellektuell“, nicht – wie man erwarten würde – „spirituell“. Damit setzt er auf eben den Wettbewerb mit den von ihm des kruden Materialismus verdächtigten Wissenschaften, deren Ursprünge er bei Voltaire & Co. verortet. „Das Credo steht“ heißt: Es gibt nur *einen* wahren Glauben, dessen Bekenntnis nicht nur die schwankenden Aussagen der Wissenschaften, sondern zugleich mit diesen alle alternativen Glaubenslehren unter Generalverdacht stellt. Eine derart totalitäre Botschaft wird Rizal wohl kaum geschmeckt haben. Zumal er ein großes Faible für solche Bücher hatte, in denen der Esprit des Autors gern in die Rolle des lachenden Satirikers wechselt. Wollte ich an dieser Stelle nun selber einmal den Dämon des Vergleichens beschwören, um mit seiner Hilfe die von Rizal geschätzten Autoren der kritischen, parodistischen oder satirischen Rede Revue passieren zu lassen, würde das wohl zu einer übertrieben langen Abschweifung führen. Ich beschränke mich daher auf wenige Andeutungen, von denen die eine auf den von Bougaud geschmähten Voltaire, die andere aber auf einen „lachenden Philosophen“ verweist, dem Rizal sogar noch größeren Nutzen als dem französischen Aufklärer zugestand. In einem vier Jahre vor der Verbannung an Blumentritt adressierten Brief aus London (18. August 1888) heißt es über diese Entdeckung:

Seit langem habe ich nicht ein solches Buch wie dieses Webers gelesen, welches ich Dir verdanke; seit langem in England sehnte ich mich nach einem neuen Philosoph, der über Religion vorurtheilslos geschrieben haben möge, denn die Denker die ich gelesen, waren ja Kämpfer, wie Voltaire, Cantú, Renan etc. Im Karl Julius Weber glaube ich den richtigen Mann gefunden zu haben; er gehört ja zu jenem Geschlechte der wunderbaren Gelehrten Anfangs dieses Jahrhunderts.

Karl Julius Weber, ein Freimaurer aus dem Hohenloher Ländle, hatte zwischen 1818 und 1820 ein dreibändiges Werk mit dem Titel *Die Möncherei*

19 Émile Bougaud 1878, 28. Im 4. Band der Briefausgabe, aus dem ich in diesem Kapitel zitiere, wird der Name Bougaud ‚Bougand‘ buchstabiert, ein Lese- oder Druckfehler; es gab in dieser Zeit keinen Bischof Bougand.

oder die geschichtliche Darstellung der Klosterwelt und ihres Geistes veröffentlicht, das Rizal seiner Bibliothek einverleibte. Wie „vorurteilslos“ die *Möncherei* daherkommt, verrät Webers einleitende Bemerkung, die Mönche seien allesamt „gefährliche Gaukler, die durch Religions-Mummereien den großen Haufen irreführen und einen höheren Heiligkeits-Ruhm erheuchelten zu höchst irdischen Absichten“.²⁰ Er fügt zwar hinzu, die Mönche hätten sich wohl um die Kultur des Mittelalters verdient gemacht, als „Stützen des dicksten Aberglaubens“ aber suchten sie ihresgleichen. Nach Weber waren die

Menschen nie dümmer und gottloser, als zur Zeit der Blüthe der Mönchs-Schulen! Aus Klöstern kam aller Aberglaube, Werkheiligkeit, Bilderdienst und Fanatismus. Der heillose Glaube allein, daß man mit frommen Stiftungen alle mögliche Sünden loskaufen könne, den der Eigenutz der Mönche täglich mehr ausbildete, war das Grab aller Moralität.²¹

Das war ganz im Sinne Rizals, der ja noch vor dieser Entdeckung in *Noli me tângere* dem Mönchsregime auf den Philippinen des späten 19. Jahrhundert mittelalterlichen Anachronismus und „priesterlichen Aberglauben“ bescheinigt hatte und in den von Weber skizzierten klösterlichen Charaktermasken seine eigenen Beobachtungen wiederfinden konnte.

Unter den Autoren, die Rizals Briefstelle mit Weber vergleicht, verdienen Voltaire und Renan besondere Aufmerksamkeit. Es ist keine Frage, Rizal war mit deren Werken vertraut. Voltaire, Jesuitenschüler wie er, ist bekannt für seine im *Candide* und in vielen Teilen seines *Dictionnaire philosophique* den Klerikern, insbesondere den Jesuiten gewidmeten Spottreden. Aber warum wird Ernest Renan hier erwähnt, der doch vor allem für seine Abhandlung *Qu'est-ce qu'une nation?* aus dem Jahr 1882 gerühmt wurde und wird? Nun, Renan hatte 1863 als ersten Band einer großangelegten Geschichte über die Ursprünge des Christentums (*Histoire des origines du christianisme*) eine Darstellung des Lebens Jesu veröffentlicht. In diesem Buch konnte Rizal nicht nur eine Bestätigung seines Religiositätskonzepts finden, sondern auch eine subtile Kritik an der Legende vom Gottessohn. Renan feierte – ähnlich wie Rizal im Weihnachtsbrief von 1888 – den historischen Jesus als Menschensohn und genialen Stifter einer Sittenlehre, die das Attribut „göttlich“ verdiene. Denn seine Botschaften, die eine eigene Poesie besäßen, zeigten „dem Menschen, wo er herkommt und wo er hinstreben muß.“

20 Karl Julius Weber 1836, XVIII

21 K. J. Weber 1819, 308

In ihm (*fährt Renan fort*) hat sich Alles verdichtet, was Gutes und Erhabenes in unserer Natur ist. Er war nicht sündenfrei, er hatte dieselben Leidenschaften zu bekämpfen wie wir; kein Engel hat ihn getröstet, sondern sein gutes Gewissen; kein Satan hat ihn versucht, außer dem, den Jeder in seinem Herzen trägt.²²

Aus solch einem humanistischen Blickwinkel betrachtet, verliert Jesus zwar die ihm von frommen Chronisten angedichtete Sakralaura, gewinnt aber das Charisma eines Rebellen, der für jene Weltverbesserung einsteht, die Rizal im Weihnachtsbrief mit der Formel „Wahrheit und Liebe“ umschrieben hat.

Deuten die bisher betrachteten, aus bruchstückhaften Bemerkungen gewonnenen Einblicke nur an, wie Rizal über Religion und Religiosität dachte, bietet seine Auseinandersetzung mit dem Jesuiten Pastells Gelegenheit, das Angedeutete zu präzisieren. Die Situation ist eindeutig: Der auf die Insel Mindanao Verbannte verdankte seine Isolation den klerikalen Verfolgern. Denn sie waren es, die alles daran setzten, mit dem Roman *Noli me tângere* auch dessen Autor unter Kuratel zu stellen, wenn nicht aus der Welt zu schaffen.

Was sich der Jesuit Pastells vorgenommen hatte, entsprach weniger den Gepflogenheiten der Inquisition als einer mit scholastischem Redeprunk verzierten Mahnung, den Geboten der Kongregation Gehorsam zu leisten und die Vernunft als ein großzügig von Gott verliehenes Geschenk zu betrachten, das bei richtigem Gebrauch den Blick für die katholische Offenbarungswahrheit öffnet. Wer sich aber gegen die „Autorität Gottes“ (sprich: des Klerus) auflehne, der – lautet die wohlfeile Angstmache – ende in ewiger Verdammnis. Pastells sehr langer Brief vom 12. Oktober 1892 beginnt mit einem Lob, das zugleich ein Tadel ist und mit der Empfehlung eines Vorbilds, das in der Verteidigung des ‚wahren‘ Glaubens *par excellence* die spanische Restauration verkörpert:

Mein Geliebter in Christo Don José; ich habe Ihren sehr herzlichen Brief vom 1. September erhalten. Ich habe die brillanten Gaben Ihres außergewöhnlichen Scharfsinns und die wunderschönen Formulierungen bewundert, die so natürlich aus Ihrer fehlerfreien und wohlgestutzten Feder geflossen sind; aber ich konnte nicht umhin, bei der Lektüre auszurufen: Schade, dass ein so hervorragender junger Mann seine Talente nicht zur Verteidigung höherer Zwecke eingesetzt hat! Wie viel besser wäre es für ihn gewesen, den kunstfertigen Polemiker [Félix] Sardá nachzuahmen, indem er unter seinen

22 E. Renan 1864, 435

Landsleuten die erhabenen Erlösungsvorstellungen der einen wahren katholischen Religion und des einzigen legitimen Mutterlandes des philippinischen Archipels, des edlen Spaniens, verbreitet hätte ...! Ach, wie hätte das schöne Naturtalent meines lieben Freundes an Wert gewonnen, wenn solche Lehren mich in *Noli me tângere*, in *El Filibusterismo*, in seinen *Anmerkungen zur Geschichte von Morga* und in anderen seiner Schriften erbaut hätten!²³

Der Katalane Félix Sardá y Salvany, ein wortgewandter militanter Priester, den Pastells hier als Vorbild preist, hatte 1884 einen Bestseller mit dem Titel *El liberalismo es pecado* (Der Liberalismus ist eine Sünde) veröffentlicht. Pastells hatte dieses Buch, dessen Titel tatsächlich ernst gemeint war, Rizal zuschicken und vermutlich noch weitere Schriften desselben Autors mit einpacken lassen. Sardá entfesselt in seinem Anti-Liberalismus wie in vielen anderen Veröffentlichungen eine gnadenlose Polemik gegen alles, was auch nur von fern an freies Denken erinnert. Der Protestantismus ist nach ihm schon deshalb des Teufels, weil er aus Deutschland kommt und gehöre in die Rubrik Ketzerei. Rizal kannte die Schriften Sardás, den er in einer Satire als Verteidiger des Obskurantismus auftreten lässt, aber bedankte sich brav für das überflüssige Geschenk zu Beginn des an Pastells adressierten Briefs vom 1. September. Pastells seinerseits appliziert im Oktober-Brief Sardás Verfluchungen auf den Verbannten, habe Rizal in Deutschland sich doch nicht nur in die dort grassierende antireligiöse „Barbarei“ geworfen, sondern sich vom Katholizismus und von der spanischen Nation losgesagt, um „das Banner des Filibusterismo“ hochzuhalten. Es sind genau diese Vorwürfe, mit denen Rizal seit langem von klerikaler Seite attackiert wird, dieselben Vorwürfe, die 1896 in jener Anklageschrift wieder auftauchen werden, die seiner Verurteilung den Schein des Rechtmäßigen verleihen soll. Pastells Vorverurteilung argumentierte auf theokratischem Boden, was für die damaligen, von der Mönchsjunta dominierten Zustände auf den Philippinen typisch war. Gegen eben diese Verzerrung wendet sich Rizal, indem er den Jesuit bittet, alles

23 Epistolario Rizalino IV, 43: Mi Amadísimo en Cto. D. José; Recibi su muy afectuosa carta del 1.º de Septiembre proximo pasado. He admirado en ella las brillantes dotes de su privilegiado ingenio y las atildadas frases deslizadas naturalmente de su correcta y bien cortada pluma; mas, no he podido menos de exclamation al leerla: !que lastima que tan aventajado joven no haya prodigado sus talentos en defensa de mejores causas! !Cuanto mejor le hubiera valido imitar al diestro polemista Sarda difundiendo entre sus compatriotas las levantadas ideas salvadoras de la religion catolica, unica verdadera, y de la unica legitima Madre patria del Archipiélago Filipino, la noble Espana! ... !Oh! y !como hubieran subido de quilates las preciosas facultades naturales de mi querido amigo, si tales doctrinas hubiese sustentado en el *Noli me tângere*, en el *Filibusterismo*, en sus *Anotaciones A la Historia de Morga* y demas escritos suyos! – Von dem im Brief genannten Sardá befanden sich einige Schriften in dem oben erwähnten Bücherpaket.

Politische beiseite zu lassen und allein der „religionsphilosophischen Frage“ (*la cuestión filosófico-religiosa*) Raum zu geben: „Um über Politik in aller Klarheit verhandeln und Resultate erzielen zu können, bedarf es meiner Meinung nach der größtmöglichen Freiheiten.“²⁴ Davon konnte in seinem Fall wahrhaftig nicht die Rede sein.

Hier ist nicht der Ort für eine ausführliche Darstellung der zwischen Rizal und Pastells ausgetauschten „religionsphilosophischen“ Argumente. Rizal – das muss gesagt werden – geht mit größter Geduld und in sehr respektvollem Ton auf des Jesuiten Vorhaltungen ein, ohne klein beizugeben. Ich zitiere im Folgenden eine Passage aus einem Brief vom 9. Januar 1893, die – wie mir scheint – Rizals religionskritischen Standpunkt mit ausreichender Klarheit wiedergibt und meine bisherigen Beobachtungen um substantielle Punkte bereichert:

Weniger durch die Glaubenslehre als aus Vernunftgründen (*raciocinio*) und aus Not glaube ich fest an die Existenz eines schöpferischen Wesens (*un Ser creador*). Wer oder was ist es? Welche menschlichen Töne, welche Sprachen können den Namen des Wesens artikulieren, dessen Werke die Grenzen der Vorstellungskraft sprengen? Wer kann ihm den passenden Namen geben, wenn hienieden eine kleine, mit ephemeren Kräften ausgestattete Kreatur zwei, drei oder vier Namen oder ebenso viele Titel und Bezeichnungen dafür hat? Wir nennen das Wesen Gott (*Dios*), aber das erinnert nur an das lateinische *deus*, bestenfalls an den griechischen Zeus. Was also ist es? Ich würde Ihm gern all die schönen und heiligen Qualitäten zuschreiben, die sich mein Verstand (*mente*) so vorstellen kann, [...] wenn mich die Achtung vor meiner Ignoranz nicht daran hinderte. Jemand hat gesagt, jeder Mensch gestalte seinen Gott nach seinem Ebenbild; und wenn ich mich recht erinnere, sagte Anakreon, wenn der Stier sich einen Gott vorstellen könnte, würde er ihn als gehörntes und muhendes Wesen vorstellen, natürlich im Superlativ. Doch ich wage zu glauben, dass das Wesen [von dem ich spreche] unendlich weise, mächtig und gut ist. Auch wenn ich seine Wunderwerke sehe, die Ordnung, die in ihnen herrscht, ihre überwältigende Pracht und Größe sowie die Güte, die aus allem hervorstrahlt, so bleibt meine Vorstellung vom Unendlichen dennoch unvollkommen und dunkel. Die trüben Erkenntnisse eines armen Wurms, und wenn es das letzte Lebewesen auf dem Globus wäre, können niemals Seine unvorstellbare Majestät beleidigen, so bizarr sie auch sein mögen. Es zu denken, macht mich klein, verursacht mir Schwindel; und wie oft auch immer mein Verstand (*mente*) versucht, sein Auge auf dieses Wesen

24 Epistolario Rizalino IV, 62: Brief vom 11. November 1892

zu richten, so oft fällt er betäubt, geblendet, zermalmt in sich zusammen. Furcht überwältigt mich, und ich bin dann lieber still wie der Stier des Anacreon. Durchdrungen von diesem vagen, aber unwiderstehlichen Gefühl des Unvorstellbaren, Übermenschlichen, Unendlichen, überlasse ich sein Studium helleren Köpfen, höre mit Spannung, was die Religionen dazu sagen, ohne das beurteilen zu können, was meine Kräfte übersteigt. Ich begnüge mich damit, ihn in seinen Geschöpfen, in meinen Mitmenschen und in der Stimme meines Gewissens zu finden, die nur von ihm kommen kann. Ich versuche seinen Willen zu erraten und in dem zu lesen, was mich umgibt, auch in einer mysteriösen inneren Empfindung, die ich in mir selber spüre, deren Unverfälschtheit ich in allen Dingen zu finden hoffe, um danach zu handeln.²⁵

Rizal argumentiert hier wie ein Adept der von Nicolaus Cusanus vertretenen Lehre der *docta ignorantia*, der „belehrten Unwissenheit“. Dazu passt seine Erinnerung, der griechische Dichter Anacreon habe den religiösen Relativismus beim Wort genommen. Denn diese Erinnerung ist, wenn nicht aus Unwissenheit falsch, so doch trügerisch, was ich Rizal keineswegs anlasten möchte. Im Gegenteil: Hinter dem irrtümlich genannten Anacreon steht

25 Epistolario Rizalino IV, 85f.: Mas que por fe, por raciocinio y por necesidad creo firmemente en la existencia de un Ser creador. Quien es? Que sonidos humanos, que silabas del idioma pueden encerrar el nombre de ese Ser cuyas obras abruman a la imaginación que piensa en ellas? Quien puede darle un nombre adecuado cuando una criaturilla de por aquí y con un efimero poder tiene dos otras nombres, tres o cuatro apellidos y muchos títulos y apellidos? Le llamamos Dios, pero esto so lo recuerda al *deus* latino, al Zeus griego cuando mas. Como es? Yo le atribuiría todas las hermosas y santas cualidades que mi mente pueda concebir, en grado infinito, si el temor de mi ignorancia no me contuviese. Alguien ha dicho que cada hombre se forja su Dios a su imagen y semejanza, y si mal no me acuerdo, Anacreonte decía que si el toro pudiese imaginarse un Dios, se lo imaginaria cornudo y mugiendo en grado superlativo. Con todo, me atrevo a creerlo infinitamente sabio, poderoso, bueno; mi idea de lo infinito, es imperfecta y confusa, al ver las maravillas de sus obras, el orden que reina en ellas, su magnificencia y extensión abrumadoras y la bondad que resplandece en todo. Las lucubraciones de un gusano pobre, ultimo ser en la bolita de la tierra, no podrán ofender jamás, por locas que sean, a su inconcebible majestad. Su pensamiento me anonada, me produce vértigos y cuantas veces mi razón intenta levantar los ojos hacia ese Ser, tantas veces cae aturdida, deslumbrada, aplastada. Me sobrecoge el temor, y prefiero enmudecer a ser el toro de Anacreonte. Penetrado de este vago pero irresistible sentimiento ante lo inconcebible, lo sobrehumano, lo infinito, dejo su estudio a mas claras inteligencias, escucho suspenso lo que dicen las religiones e incapaz de juzgar lo que sobrepasa mis fuerzas, me contento con estudiarle en sus criaturas, mis hermanas, y en la voz de mi conciencia que so lo puede pro venir de el. Trato de leer, adivinar su voluntad en lo que me rodea y en el misterioso sentimiento interior que siento dentro de mi mismo, cuya pureza procuro sobre todas las cosas, para obrar según ella. – Rizals Argumentation erinnert u. a. an die Beschreibung der Religiosität der Utopier in Thomas Morus *Utopia*, ein Rizal vertrautes Buch. An vergleichbarer Stelle heißt es: „Unum quoddam numen putant, incognitum aeternum, immensum, inexplicabile, quod supra mentis humanae captum sit, per mundum hunc universum, virtute non mole diffusum, hunc parentem vocant.“ (Morus 1518, 141)

nämlich dessen ungefährer Zeitgenosse Xenophanes von Kolophon, der in einem seiner fragmentarisch überlieferten Texte den Anthropomorphismus der Götterbilder in die Tierwelt übertragen hat:

Wenn die Ochsen und Rosse und Löwen Hände hätten oder malen könnten mit ihren Händen und Werke bilden wie die Menschen, so würden die Rosse roßähnliche, die Ochsen ochsennähnliche Göttergestalten malen und solche Körper bilden, wie jede Art gerade selbst das Aussehen hätte.²⁶

Zwar gibt es gute, dem *bon sens* zuschreibbare Gründe für die Verehrung eines höchsten Wesens, das katholische *Credo* jedoch – widerspricht Rizal dem Jesuiten – überzeugt ihn ebenso wenig wie die Bemühung des eigenen Verstandes (*mente*), das besagte Wesen auf den Begriff zu bringen. Es gibt nur ein vages unheimliches Gefühl (*sentimiento*), dass da etwas ist, das über alles Denken hinausgeht und die scholastischen Beweisführungen der spekulativen Theologie ins Leere laufen lässt. Aber Rizal argumentiert auch wie Nietzsche, der in *Ecce homo* (1. Abschnitt) den Gottesbegriff als Beleidigung für den Intellekt denunziert: „Gott ist eine faustgrobe Antwort, eine Undelicatessen gegen uns Denker –, im Grunde sogar bloss ein faustgrobes *Verbot* an uns: ihr sollt nicht denken!“ Rizal stößt sich eher an der Willkür sowohl der Namensgebung als auch der Bilder, die sich der Mensch vom großen „Schöpferwesen“ (*ser creador*) macht, worüber er spottet, indem er den Stier „des Anakreon(?)“ auftreten lässt. Drittens schließlich erinnert so manches in Rizals Formulierungen an die von Karl Christian Friedrich Krause in den Philosophendiskurs eingemeindete Idee des *Panentheismus*. Krauses Philosophie, vor allem seine Schrift *Das Urbild der Menschheit* (1811) hat in den spanischsprachigen Ländern des 19. Jahrhunderts unter dem Schlagwort „Krausismo“ eine ganz außerordentliche Wirkung entfaltet.²⁷ Erste Übersetzungen und Kommentare lieferte der Spanier Julián Sanz del Río, der in den 1840er Jahren in Heidelberg studierte und hier mit Krauses Werk bekannt wurde. Krauses Zentralbegriff des Panentheismus, eine Weiterentwicklung des *Pantheismus*, umschließt Sinnliches (Immanenz) und Übersinnliches (Transzendenz) und deutet mithin alles *in* und *außerhalb* der Welt,

26 Hermann Diels [Hg.]: Die Fragmente der Vorsokratiker, 1. Bd. Berlin 1906, S. 49: ἀλλ' εἰ χεῖρας ἔχον βόες <ἵπποι τ' > ἢ ἐλέοντες / ἢ γράψαι χεῖρεσσι καὶ ἔργα τελεῖν ἄπερ ἄνδρες, / ἵπποι μὲν θ' ἵπποισι, βόες δέ τε βουσὶν ὁμοίας / καὶ <κε> θεῶν ιδέας ἔγραψον καὶ σώματ' ἐποίησαν / τοιαῦθ', οἷόν περ καὶ τοὶ δέμας εἶχον <ἔκαστοι>.

27 O. C. Stoetzer 1998. R. J. Bonoan (1992b) hat dem Krausismo in Rizals Werk nachgespürt. Für die liberalen Reformer auf Kuba war der Krausismo im 19. Jh. wegweisend; vgl. dazu D. Sappez 2016.

wie wir sie kennen, als Ausdrucksgestalt eines höheren Wesens, was Krause in einer Theorie der „Wesenschau“ auszubuchstabieren suchte. Ich versteige mich hier nicht zu der Behauptung, Rizal sei Krausist gewesen. Denn ich lehne überhaupt jene Art des weltanschaulichen Einsortierens ab, die den offenen Möglichkeitssinn eines gelebten Lebens wie ein fades Destillat auf Flaschen zu ziehen sucht. Gleichwohl, es gibt Parallelen. In aller Kürze: Krause war Freimaurer und wie die Mehrheit der Logenbrüder Gegner revolutionärer Gewalt, aber Anhänger eines evolutionär fortschreitenden Reformismus. Sein Konzept des Panentheismus stand den modernen Wissenschaften nahe, deren Erkenntnisse über die Gesetzmäßigkeiten in der Natur auf die Voraussetzung eines bedingungslosen, „Gott“ oder „Urwesen“ genannten Bedingenden angewiesen sei, das zumindest in der moralischen Welt für Ordnung sorgen sollte.

Rizals Argumente in der Auseinandersetzung mit Pastells lassen keine Rückschlüsse auf eventuelle Krause-Lektüren zu. Doch auch er beruft sich – um einen berühmten Satz Immanuel Kants zu zitieren – auf den „bestirnten Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“²⁸ Das von Rizal „Schöpferwesen“ genannte Absolute soll nicht nur aus der Natur, sondern auch aus dem Mitmenschen sowie aus der inneren, als personales „Gewissen“ vorgestellten Stimme sprechen. Diese Offenbarung bedarf weder der Schrift noch des an einen bestimmten Ort – Tempel oder Kirche – gebannten Gottesdiensts. Als Pastells ihm die rhetorische Frage stellt: „An wen sollen wir glauben, an Christus oder an Strauss oder an Mohammed oder an Buddha oder an Draper und Renan?“²⁹ antwortet er:

Ich glaube an die Offenbarung (*revelación*), aber an die lebendige Offenbarung der Natur, die uns überall umgibt, an jene kraftvolle, ewige, unaufhörliche, unbestechliche, klare, eindeutige, universelle Stimme wie an das Wesen, von dem sie kommt, an jene Offenbarung, die zu uns spricht und uns von der

28 Kants Bemerkung in der *Kritik der praktischen Vernunft* (Akademie-Ausgabe V, 161 f.) lautet im Ganzen: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt, oder im Überschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise suchen und blos vermuthen; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz.“

29 Epistolario Rizalino IV, 99: ¿A quién hemos de creer, á Cristo ó á Strauss ó á Mahoma o á Buda ó á Draper y Renán? – David Friedrich Strauß, protestantischer Theologe, hatte 1835/1836 eine viel beachtete zweibändige Studie mit dem Titel *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* veröffentlicht. Der Protestant John William Draper publizierte 1875 eine einflussreiche, die intellektuelle Konflikttheorie begründende *History of the Conflict between Religion and Science*.

Geburt bis zum Tod durchdringt. Welche Bücher könnten die Güte Gottes, seine Liebe, seine Vorsehung, seine Ewigkeit, seine Herrlichkeit, seine Weisheit am besten offenbaren? *Coeli enarrant gloriam Domini, et opera manum ejus annunciat firmamentum.* [Psalm 19,2: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und das Firmament verkündigt seiner Hände Werk.] Was will die Menschheit mit noch mehr Bibeln und Evangelien? Ach, denken Sie nicht, dass die Menschen sehr schlecht daran getan haben, den göttlichen Willen in Schriftrollen und Tempeln, anstatt in den Werken der Natur und am erhabenen Himmelsgewölbe zu suchen (*las obras de la Naturaleza y bajo la augusta boveda de los cielos*); anstatt dunkle Passagen oder obskure Phrasen zu interpretieren, die Hass, Krieg und Zwietracht provozierten? Wäre es nicht besser, die Gaben der Natur zu interpretieren, um unser Leben besser nach ihren unantastbaren Gesetzen zu gestalten, ihre Kräfte für unsere Weiterentwicklung (*perfeccionamiento*) zu nutzen? Wann haben die Menschen denn tatsächlich begonnen, sich zu verbrüdern, wann haben sie die Hauptseite in Gottes Werk entdeckt? Viele Jahrhunderte ist die Menschheit unglücklich und voller Verbitterung umhergeirrt. Wie der verlorene Sohn, der, blind für die Vorzüge seiner väterlichen Heimat, etwas anderes in der Fremde suchte.³⁰

Rizal zögert nicht, die Worte der Schrift in seinem Sinn zu verwenden: Den Psalm 19,2 nutzt er als wörtliche Aussage über ein im Kosmos sich offenbarendes Absolutes, das Gleichnis vom verlorenen Sohn als Simile für die Verirrungen religiöser Weltauslegungen. Er verwirft nicht nur die theologischen und religionsphilosophischen Spekulationen und weist unter Hinweis auf ein großes geistiges Erbe der Antike entschieden Pastells Behauptung zurück, die vorchristliche Menschheit habe – von wenigen Ausnahmen abgesehen – in einem unmoralischen „Sumpf“ dahinvegetiert. Er kritisiert

30 Rizals Antwort vom 4. April 1893 a. a. O., 119: Creo en la revelación, pero en esa viva revelación de la naturaleza que nos rodea por todas partes, en esa voz potente, eterna, incesante, incorruptible, clara, distinta, universal como el ser de quien procede, en esa revelación que nos habla y penetra desde que nacemos hasta que morimos. ¿Que libros pueden revelarnos mejor la bondad de Dios, su amor, su providencia, su eternidad, su gloria, su sabiduría? *Coeli enarrant gloriam Domini, et opera manum ejus annunciat firmamentum.* ¿Que mas Biblia y que mas evangelios quiere la humanidad? ¡Ah! ¿No cree V. R. que los hombres han hecho muy mal en buscar la voluntad divina en pergaminos y templos en vez de buscarla en las obras de la Naturaleza y bajo la augusta bóveda de los cielos? En vez de interpretar pasajes oscuros, o frases oscuras que provocaban odios, guerras y disensiones. ¿No era mejor interpretar los hechos de la naturaleza para amoldar mejor nuestra vida a sus inviolables leyes, utilizar sus fuerzas para nuestro perfeccionamiento? ¿Cuando han empezado a hermanarse de hecho los hombres sino cuando han dado con la primera pagina de la obra de Dios? Semejante al hijo prodigo que ciego ante la dicha de su paterno hogar ha buscado otros extranjeros, la humanidad ha vagado miserable y llena de rencor durante muchos siglos.

vielmehr auch die institutionellen Formen: den Tempelkult sowie jene um die Wahrheit des Buchstabens kreisenden Auslegungsrituale, deren widersprüchliche Ergebnisse – wie er zu Recht meint – gewalttätige Exzesse auslösen können. Die Dogmen der Religionslehren sind für ihn, der sich wie kaum ein anderer in literarischen Überlieferungswelten tummelt, nichts anderes als Hindernisse auf dem Weg des Spurensammelns im Betrachten der Schöpfung. Nicht die Bücher, sondern die Anschauung der Natur weckt in ihm das bewundernde Staunen über eine Ordnung, die seinem Erkenntnis- und Begriffsvermögen Grenzen setzt. Und – so könnte man folgern – erst diese intuitive Grenzerfahrung, nicht die einander bekämpfenden Schrift- und Lehrsätze, führt zur Entdeckung eines ganz und gar Unergründlichen. Dennoch bleibt Rizal nicht in einem Stupor des Staunens befangen, fordert vielmehr wie ein fortschrittsgläubiger Utilitarist, die Naturgesetze zu nutzen, sie der Menschheitsentwicklung (*perfeccionamiento*) dienstbar zu machen. Daraus folgt: Wissenschaft und ‚natürliche Religion‘ widersprechen einander nicht. Eine größere Freiheit ist kaum denkbar. Was ihn antrieb, könnte man mit dem Religionswissenschaftler Friedrich Max Müller, der Rizal nach dem Zeugnis Blumentritts nicht unbekannt war, die „Neugierde nach dem Absoluten“ nennen.³¹

Die religionskritischen Gedanken Rizals, die ich hier nur skizzenhaft dargestellt habe, sind nicht zuletzt auch eine Antwort auf die von den klerikalen und administrativen Kolonialfunktionären verfolgten Repressions- und Ausbeutungspraktiken. Hidalgo und Rizal haben das Kind beim Namen genannt: Missbrauch der Religion um der Bereicherung und des Machterhalts willen. Was einhundert Jahre später in den lateinamerikanischen Ländern eine befreiungstheologische Bewegung ins Leben rufen wird, die für diese Länder kolonialismustypische Kumpanei zwischen Staat und Kirche, hatte eine lange Geschichte und ist in Grenzen wohl immer noch zu beklagen.³² Wenn Rizal aber die Schrift und den Kult wegräumt, um der intuitiven Anschauung eines ganz und gar unergründlichen „Schöpferwesens“ Raum zu geben, dann geht er über die konfessionell verankerten Versuche theologischer Schriftenerneuerung noch hinaus. Indem er sie, ohne sich einer Autorität zu beugen, verteidigt, nimmt er die Gedankenfreiheit ernst und stellt ihr den methodischen Zweifel zur Seite, da ohne diesen das Denken zum bloßen Nachplappern verdammt wäre. In einer Buchvorstellung aus dem Jahr 1890 feiert er die erkenntnisfördernde Kraft des Zweifels mit folgenden bemerkenswerten Argumenten:

31 F. M. Müller 1902, Bd. II, 387

32 Vgl. Raúl Fornet-Betancourt 1984.

Der Zweifel ist der erste Stachel des Fortschritts. Hätten die Menschen nie gezweifelt, wären uns viele Wahrheiten noch unbekannt und wir müssten uns mit den Begriffen der Vorzeit begnügen. Absolute Affirmationen und Verneinungen verdanken sich entweder ignorantem Dünkel oder höchster Wissenschaft. Der Zweifel macht den Menschen tolerant gegenüber den Ideen anderer, macht ihn zum Forscher, der jede Lehrmeinung oder Erfahrung aufmerksam untersucht.³³

In seinem letzten, kurz vor der Exekution verfassten Gedicht formulierte Rizal die paradoxe Hoffnung, der Tod möge ihn dorthin führen, „wo der Glaube nicht tötet“ (*donde la fé no mata*).³⁴ Der Glaube, der tötet, das ist der Fanatismus derer, die ihre Kritiker und die von diesen beanspruchte Gedanken- und Redefreiheit gewaltsam zum Schweigen bringen wollen.

In einer Szene seines Romans *Noli me tángere* hat Rizal dem Religionskritiker ein Denkmal gesetzt, ihm aber – mit der Lizenz des fiktionalen Erzählers – eine zweideutige Gestalt gegeben. Diesen Kritiker charakterisiert in aller Kürze – gleich einer Visitenkarte – die Überschrift des 14. Kapitels: „Tasio el loco ó el filósofo“ (*Tasio der Narr oder der Philosoph*). Die Tasio genannte Romanfigur tritt als alter Gelehrter mit umfangreicher Bibliothek in Erscheinung, den die einen im Dorf als Weisen ansehen, die anderen als Irren hänseln. So verkörpert er gleichsam in Personalunion das bekannte Sprichwort: „Ein Narr sagt, was er weiß; ein Weiser weiß, was er sagt.“ Dem Shakespeare-Leser Rizal wird der weise Narr in *King Lear* nicht entgangen sein. Das ihm unterstellte Irresein erlaubt Tasio wie Shakespeares Hofnarr den Gebrauch freier Rede, weil nicht wörtlich zu nehmen ist, was er sagt, wenn er die Wahrheit meint.

Am Vorabend von Allerseelen besucht Tasio die Dorfkirche, wo er u. a. auch jene Totenkopf-Dekorationen vor Augen hat, die einst als Import aus dem mexikanischen *Día de los Muertos* Einzug auf den Philippinen gehalten

33 *Escritos políticos* 1961, 277: La duda es el primer acicate del progreso; si los hombres no hubiesen dudado, muchas verdades nos serían aún desconocidas y estaríamos con las nociones de los tiempos primitivos: las afirmaciones y las negaciones absolutas provienen sólo de la presunción ignorate o de la suprema ciencia: la duda hace al hombre tolerante con las ideas ajenas, investigador, atento a toda lección o experiencia. – Rizals Lob des Zweifels findet sich in einer Buchvorstellung, die er Ende 1890 in *La Solidaridad* veröffentlicht hat. Gegenstand dieses Textes ist die von Francisco Pí y Margall 1884 publizierte Dialogschrift *Las luchas de nuestros días*.

34 Die beiden letzten Verse der vorletzten Strophe des *Mi Ultimo Adios* genannten Gedichts lauten: *Voy donde no hay esclavos, verdugos ni opresores, / donde la fé no mata, donde el que reyna es Dios. Dort geh ich hin, wo es keine Sklaven, Henker, Tyrannen gibt, / dorthin, wo der Glaube nicht tötet und der Herrscher Gott ist.*

haben. Die katholischen Rituale der Allerheiligen- und Allerseelenfeiern stehen an und Tasio kommt aus diesem Anlass mit einem jungen Paar ins Gespräch über die Strafen, die auf die armen Seelen im Fegefeuer warten. Es ist ein aktuelles Thema, da Allerseelen dem Gedenken jener gewidmet ist, die wegen ihrer mehr oder weniger lässlichen Sünden im Purgatorium zunächst mit Feuer zu reinigen sind, um dann irgendwann einmal bei Gott vorgelassen zu werden. In klassischer Aufklärungsmanier und mit manch verschwiegenen Anleihen bei Voltaire, der im *Dictionnaire philosophique* dem „Purgatoire“ einen Artikel gewidmet hat, erzählt Tasio nun seinen erstaunten Zuhörern, einem Teniente Mayor und seiner Frau, die Geschichte des Fegefeuers:³⁵ Dass es schon lange vor Christus existiert habe und sich, sucht man nach einem Ort, vielleicht „im Mittelpunkt der Erde – oder in der Gegend von Cluny“ befand. Letzteres ist eine Anspielung auf jenes berühmteste Kloster Frankreichs, in dem die Benediktiner im 10. Jahrhundert zum ersten Mal den Allerseelentag auf das Fegefeuergedenken festgelegt haben. Dass es Zarathustra war, fährt Tasio fort, der „mindestens achthundert Jahre vor Christus“ bereits eine Art Fegefeuer kannte und seinen Anhängern Erlösung versprach, wenn sie zu bestimmten Zeiten „Passagen aus dem *Awesta* [einem Lehrbuch Zarathustras] hersagen und gute Werke tun“. Vom Erfolg dieser Lehre verführt, machten die Priester später aus dem Ritual ein Geschäft, indem sie für das Erlassen eines Purgatoriumjahres eine Münze verlangten, was, mit tausend kleinen Sünden multipliziert, Millionen in die frommen Kassen gespült habe. Wie an anderer Stelle im Roman vermerkt, entspricht das exakt dem katholischen Ablasshandel, der alle innerkirchlichen Reformversuche überlebt hatte und zu Rizals Zeiten immer noch gang und gäbe war.

Im Anschluss an diesen Hinweis auf Korruption und Geschäftemachelei der Priesterkassen türmt Tasio noch allerlei historisches, mit Daten und Eigennamen gesättigtes Wissen auf, um das Fegefeuer als Phantasma zu kennzeichnen, an dessen Erfindung und Implementierung zahllose katholische Kirchenversammlungen und Würdenträger mitgewirkt haben. Tasio bemüht nicht nur den Zweifel, er demaskiert vielmehr das Dogma, indem er die Geschichte seiner Erfindung erzählt. An und für sich, fügt er hinzu, habe die „Idee“ des Fegefeuers ja durchaus auch einen tröstlichen Sinn, da sie eine Verbindung zwischen den Toten und den Lebenden aufrecht erhalte und dadurch letztere zu einer sittlicheren Lebensführung nötige. Wäre da nur nicht der elende Missbrauch. Am Ende rechnet Tasio, während am Himmel ein schweres Gewitter heraufzieht, seinen entsetzten Zuhörern in

35 Ich paraphrasiere die Seiten 84–89 aus der deutschen Übersetzung des Romans, korrigiere aber dort, wo ich den spanischen Originaltext (S. 68f.) in Klammern setze.

aller Ruhe vor, welche Folgen es hätte, würden ausschließlich Katholiken der Erlösung teilhaftig und gelte darüber hinaus der Satz, Gott verdamme Hunderte, um einen einzigen selig zu machen. Das ist – lautet sein Fazit – „Blasphemie“, da Gott nun einmal für „das Gute an sich“ (*El Bueno*) steht, um dann fortzufahren:

Der Mensch ist ein zufälliges und unnötiges Wesen (*el hombre es un sér contingente y no necesario*), und Gott hätte ihn besser nicht erschaffen, wenn er, um einen einzigen selig zu machen, Hunderte zu ewigem Unheil verdammen musste, und alles wegen überkommener oder gegenwärtiger Schuld. Nein, wenn das stimmt, dann nehmen Sie ihr schlafendes Kind und ertränken Sie es!

Tasios Kritik richtet sich gegen das „*Extra ecclesiam nulla salus!*“ (*Außerhalb der [katholischen] Kirche gibt es kein Heil!*) benannte Dogma, das im 15. Jahrhundert während einer von ihm erwähnten Kirchenversammlung in Florenz beschlossen wurde. Wie der weise Narr von den Priestern erfahren haben will, sollen nur 5% aller katholischen Seelen unmittelbar vor Gottes Antlitz treten können. Die große Mehrheit schafft es demnach nur bis ins Purgatorium, was jedem einzelnen Angst genug machen wird, um ihn unter der Knute der Priesterherrschaft zu halten und gelegentlich zur Kasse zu bitten.

Zeigt Tasios Geschichte des Fegefeuers, dass es von schlaun Priestern erfunden wurde, um Macht über die Gläubigen auszuüben, greifen seine anschließenden Überlegungen direkt die theologischen Gottes- und Menschenbilder an. Der Mensch als zufällig entstandenes Wesen passt schlecht zur biblischen Genesis, aber umso besser zu den hypothetischen Aussagen der Naturwissenschaftler über den biologisch unwahrscheinlichen Prozess der Anthropogenese. Gott ist für Tasio ein Symbol des an sich Guten. Die Lehre von der Selektion der Seligen auf Kosten der Verdammten ist ihm daher ein Gräuel und eine Lästerung des Guten, zumal sie rechtfertigt, was in das Reich willkürlicher Gewalt gehört und so die Achtung der Handelnden vor einem moralisch verpflichtenden Sollen zerstört. Wird diese Lehre anerkannt, folgert Tasio, dann ist auch der Kindsmord erlaubt, dann ist dieser katholische Gott eine „schreckenerregende Gottheit“ (*divinidad horrible*), schlimmer als der „phönizische Moloch, der sich von Menschenopfern und unschuldigem Blut ernährte“.³⁶

36 Den Mythos des phönizischen Moloch, dem angeblich Kinder geopfert wurden, kannte Rizal wohl aus dem Alten Testament. Ob ihm Gustave Flauberts 1862 erschienener Roman *Salammbô* bekannt war, in dem diese menschenfressende Gottheit einen ausführlichen Auftritt hat, ist nicht ganz auszuschließen.

Tasios Rede macht seine Zuhörer sprachlos, während ihn auf seinem Heimweg das Wetter mit gewaltigen Donnerschlägen und gleißenden Blitzen begleitet. Der weise Narr strebt nach Hause, weil er befürchtet, die Unbelehrbaren, die sich angeblich um das Heil seiner Seele sorgen, könnten im Schutz der Gewitternacht bei ihm einbrechen, um seine Bücher, die sie für Teufelswerk halten, zu verbrennen. Dieser Gedanke lässt auf einmal die eingebildete Furcht vor einem virtuellen Fegefeuer in die begründete Angst vor einem realen, aus Religionsfanatismus geborenen Gewaltakt umschlagen.

Ein solches Szenario weist, wie am Geschick von Rizals Roman abzulesen, über die Grenzen der Romanfiktion hinaus und wirkt wie eine *self-fulfilling prophecy*. Denn *Noli me tângere* wird, sobald das Buch die Philippinen erreicht, von den Dominikanern mit großem Lamento ins Feuer geworfen. Auf diese Weise teilt Rizals Buch das Schicksal von Tasios Büchern, die – so erzählt es der Roman – nach dem Tod des weisen Narren auf Geheiß der Priester ins Feuer geworfen werden. Im Morga-Kommentar hat Rizal den Dominikanern der frühen Kolonialepoche vorgehalten, von Anfang an mit ihrer Missionsarbeit das Recht der Völker (*el Derecho de gentes*) verletzt und die Religion um ihrer Bereicherung und Machtansprüche willen missbraucht zu haben. Über diesen Missbrauch und über ihre Angstpropaganda mit den Feuern der Vorhölle und der Scheiterhaufen schreibt er:

Mauren und Juden gab es in Spanien und Afrika, Millionen von *indios* in den Americas; Millionen von Protestanten, Schismatikern und Ketzern bevölkerten und bevölkern mehr als sechs Siebtel Europas, sie alle hätten sicherlich das Licht und die wahre Religion akzeptiert, wenn diese Mönche, die behaupteten, ihnen das Licht zu predigen, nicht Feuer und Scheiterhaufen missbraucht hätten, und wenn sich hinter dem Wort Religion nicht das Wort Herrschaft verborgen hätte.³⁷

37 Morga 1890, 41, Anm. 1: Moros y judíos había en España y en África, millones de Indios en las Américas; millones de protestantes, cismáticos, y herejes poblaban y pueblan más de las seis séptimas partes de Europa, todos los cuales sin duda hubieran aceptado la luz y la verdadera Religión, si estos monjes, al pretender predicarles la luz, no hubiesen abusado del fuego y de la hoguera, y si tras de la palabra Religión no se hubiese escondido la palabra dominación.